



NORDINSEL

Seyðisfjörður, 29. Juli

Mondlandung

Die Menschen um uns herum schnaubten wie Zirkustiere, die ihrem Auftritt in der Arena entgegenfiebern. Jeder wollte als erster über die Stiegen hinunter zu den Autodecks und sofort in sein Auto steigen, um vor allen anderen von Bord zu rollen. In diesem Wettkampf gab es hauptsächlich Sieger und nur eine Handvoll Zweite, zu denen wir gehörten. Nachdem sich der größte Teil unserer Mitreisenden durch die schmalen Stiegenabgänge hinunter in den Schiffsbauch gequetscht hatte, blieb uns noch genug Zeit, um ihnen gemächlich zu folgen. Als alle im Auto saßen, dauerte es noch mehr als eine Stunde, bis die Kolonne endlich aus dem Laderaum quoll. Am Kai herrschte ein wüstes Durcheinander. Mit Klemmbrettern ausgerüstete Zollbeamte liefen zwischen den Autos umher und zeigten scheinbar wahllos in diejenigen Ecken, wohin sich einzelne Fahrzeuge zu begeben hatten.

Ein großes Familientreffen, dachte ich. Aus dem Reiseführer wusste ich, dass die dreihunderttausend

Isländer ihre Abstammung auf ein paar wenige Wikingenfamilien zurückführen. Deshalb fühlen sich auch alle miteinander verwandt und duzen sich. Dieses allgemeine *Du* gilt sowohl für die isländische Sprache, die von den Einheimischen seit gut tausend Jahren strikt von Fremd- und Lehnwörtern freigehalten wird, als auch für die englische Sprache, in der sich Isländer mit dem Rest der Welt unterhalten. Niemals würde ein Wort wie *Computer* unter Isländern verwendet. Lässt sich das Gespräch darüber gar nicht vermeiden, dann umschreibt man *Computer* mit schönen alten Wikingernamen und nennt es „Wahrsage-Ding“. In der englischen Zweitsprache dagegen, die jeder Isländer beherrscht, ist alles erlaubt. Deshalb übertrugen die Zollbeamten das familiäre Du auch sofort auf uns Touristen. Mit dem Betreten des isländischen Bodens wurden wir zu einem Teil der großen Inselsippe. Die reichen Tanten und Onkel vom Kontinent.

„Habt ihr eine Fischerausrüstung zu desinfizieren?“, fragte uns eine junge Beamtin durch das geöffnete Fenster.

„Nein“, antworteten wir gleichzeitig. Vor ein paar Minuten hatten wir uns noch schnell darauf geeinigt, unser Angelzeug nicht zu erwähnen. Das verdoppelte Nein war etwas zu laut und übertrieben hastig.

„Gut, dann stellt euch hier an“, wurden wir aufgefordert.

Natürlich wussten wir nicht, was das bedeuten sollte und wo die Reihe münden würde, an deren Ende wir uns einzuordnen hatten. Immerhin, hoffte ich, würde uns jetzt die Einfachheit unseres Fahrzeugs zugute kommen. Wir hatten keine Aufbauten am Dach, keine ausgelagerten Benzin- und sonstigen Kanister und keine seitlich montierten Flachbehälter und schon gar keinen Anhänger, um illegal etwas am Zoll vorbei zu schmuggeln. Meine Fischerstangen steckten in einem der Schlafsäcke. Die beiden Kistchen voller Pilker und Schnüre, die Angelweste und die Wathose hatte ich in der sogenannten *Fisch-tasche* verstaut, die zwischen den Schlafsäcken stand. Neben der *Esskiste* und den beiden Rucksäcken war sie einer von den großen Brocken, die wir jeden Abend auf Fahrer- und Beifahrersitz verteilen mussten, um im hinteren Bereich des Wagens genug Platz zum Schlafen zu bekommen. Außer uns hatte ich niemanden gesehen, der sich auf eine solche Herumräumerei einließ. Die meisten Islandtouristen übernachteten in Zelten, Dachaufbauten oder Wohnwägen. Obwohl ich eigentlich angespannt hätte sein sollen, wurde ich nicht nervös. Ich wollte mir einfach nicht vorstellen, dass die Zöllner das hässliche Entlein anhalten und aus dem Schwarm der strahlenden Zugvögel herauszupfen würden.

Und natürlich täuschte ich mich. Der Zöllner, der für die Endkontrolle verantwortlich war, winkte uns schon zu sich heran. Vier nicht deklarierte Fischerstangen mal soundsoviel Strafzahlung ergab die Hälfte unseres Reisebudgets, rechnete etwas in meinem Kopf, als wir auf ihn zufuhren. Ich nahm Blickkontakt mit ihm auf und lächelte, weich, schwerelos und ganz natürlich wie eine Qualle, die gar nicht anders kann, als mit der Strömung zu treiben. Innerhalb einer Sekunde entschied sich alles. Aus dem Heranwinken wurde ein Durchwinken. Ich beschleunigte und folgte dem Tross der Autos, die ohne Kontrolle weitergekommen waren. Die meisten fuhren sofort ins Landesinnere und wurden von einem Nebel verschluckt, der nicht vom Meer aufgestiegen war, sondern vom Gebirge kam und über die Hänge hinunterkroch zum Fjord.

„Alles gut gegangen“, verkündete Lily in der ersten Nebelschwade, „wir sind da.“

„Fragt sich nur, wo wir sind“, merkte ich an, „in dem Nebel können sie uns jedes Land unterjubeln.“ Noch während ich das sagte, überholte uns ein wahrer Bulle von einem Geländewagen. Und gleich darauf noch einer.

„Du fährst mit dem dritten Gang“, sagte Lily.

„Genau, und ich habe nicht vor, auch nur einen km/h schneller zu fahren, nur weil andere es eilig haben.“

Am Schiff hatte sich mein Lebensrhythmus um eine Winzigkeit verlangsamt. Dieses Gefühl beizubehalten, vielleicht sogar noch zu vertiefen, war eine der Hoffnungen, die mich auf unserer Reise begleiteten. Wie schwierig es war, diese Hoffnung mit ein wenig Inhalt zu füllen, spürte ich am Sog, den meine Artgenossen mit ihren schweren Allradautos erzeugten. Aber nicht nur damit. Da und dort hatten sich schon frisch aus der Fähre geschlüpfte Touristen am Straßenrand postiert und schossen die ersten Fotosalven auf die Landschaft ab. Hauptsächlich wurden Schemen von kleineren Wasserfällen ins Visier genommen, die wie milchweiße Geisterfinger aus den Nebelschwaden griffen. Wir blieben tapfer auf unserer Spur und fuhren erst an den Straßenrand, als wir die ärgsten Steigungen und Kurven hinter uns hatten. An einer Stelle des Bergrückens, wo sich der Nebel weitgehend verflüchtigt hatte, hielt ich an einer Auskehre. Wir hopsten ums Auto herum und feierten unsere Ankunft mit dem ersten Islandkuss.

Dann blickten wir los.

Vor uns lag eine Tiefebene. Vom Horizont bis zum Meer strömten Flüsse, deren Leuchtkraft so

intensiv war, als entspränge sie direkt dem Gleißern eines Fixsterns. Das Spektakel, das die Natur hier veranstaltete, stach deshalb so unmittelbar in die Augen, weil es keine Bäume gab. Jede Senke, jede noch so kleine Erhebung und jeder Vorsprung war dem Blick preisgegeben und lieferte ihm Konturen und Profile, so scharfrandig, als wären sämtliche Teile der Landschaft aus Stahlplatten herausgeschnitten und erst dann zusammengeschweißt worden.

Lily machte Fotos, obwohl ihr klar war, dass der Atem dieser Weite auf keinem noch so großen Format zur Geltung kommen würde. Und ich genehmigte mir noch einen Schluck Wasser, obwohl ich ausreichend getrunken hatte. Jeder von uns setzte sich auf seine Weise zur Wehr gegen die Wucht, mit der uns diese Fülle aus kristallinem Raum überrollte.

Vielleicht hätten wir diesen Boden mit etwas mehr Ehrfurcht betreten sollen. Noch langsamer. Aber weil wir rausgeplatzt waren aus unseren Blechbohrern, dem großen nassen und dem kleinen rostigen, fehlten uns jetzt die Worte. Das war keine Ankunft am nächsten Festland, das war eine Mondlandung. Das zu erkennen dauerte. Ein kleiner Schritt für die Menschheit und ein noch kleinerer Schritt für uns. Und wie groß war der Schritt für das, was wir

Erfahrung nennen? Wir stiegen wieder in den Wagen und fuhren dem ersten Städtchen entgegen.

Egilsstaðir, 29. Juli

Rasenziegel

Über dem Eingang eines mehrstöckigen Baues prangte ein Schild: *Tourist-Information-Centre*. Zwar fehlte hier ein Brunnen, aber die Anlage der Parkplatzflächen, ihre Größe und ihr Verhältnis zu den Gebäuden erinnerten ein wenig an das Konzept einer typisch oberösterreichischen Kleinstadt. Vier Jugendliche im Alter von ungefähr dreizehn, vierzehn Jahren waren damit beschäftigt, dünne Rasenziegel zwischen Parkplatz und Straße zu verlegen. Neben den beiden zentralen Kreuzungen entstanden auf diese Weise schmale, rechteckige Grünstreifen.

Was mich am meisten überraschte, waren die gleichmütige Konsequenz und die abgeklärte Ruhe, mit der diese Jugendlichen arbeiteten. Zwei beackerten den losen Untergrund mit Spitzhacken, um die größten Steine zu lockern und den Boden zu planieren. Ein anderer schaufelte das gelockerte Material in eine Scheibtruhe und der vierte trug Rasenballen von einem LKW zur Baustelle. Die Größe

der Werkzeuge passte nicht zu diesen halben Kindern. Es waren klobige Hacken und Schaufeln, aber die Hände der Jugendlichen schlossen sich um die hölzernen Stiele mit einer Selbstverständlichkeit, die nicht nach Bedingungen fragte. Während Lily schon vorausging in das Zentrum, kramte ich noch im Auto herum und versuchte, die Verlegung der Grassteppiche möglichst unauffällig zu beobachten. Es dauerte eine ganze Weile, bis einer der vier mein Erstaunen bemerkte und mich aus den Augenwinkeln taxierte. Es war ihm nicht peinlich, dass ich ihn und die anderen beim Schaufeln beobachtete. Und er schien auch nicht stolz zu sein auf seine Tätigkeit. Er wunderte sich einfach nur, dass ein aus dem Auto gestiegener Tourist nicht sofort zur Information stürmte, sondern innehielt und so interessiert zu ihnen herüberblickte.

Wovon die vier nichts ahnen konnten, das war der Grund für mein Erstaunen. Es gab viele Ursachen dafür, aber eine, die mich noch immer ganz besonders beschäftigte, lag erst wenige Wochen zurück. Damals hatte mir mein vierzehnjähriger Schüler Adrian erklärt: „Ich hab heute keine Lust auf Unterricht.“

Gleich am Morgen hatte er mir das vor der versammelten Klasse verkündet. Er war nicht einfach zuhause geblieben oder spazieren gegangen, um sich vielleicht irgendwann später eine Entschuldigung

seiner Eltern zu holen. Er war gekommen, um uns allen eine Minute nach Unterrichtsbeginn zu erklären, dass er heute keine Lust hätte.

Daraufhin hatte ich ihm eine Frage gestellt. „Was würden Sie tun, wenn der Chirurg, der Sie aufgeschnitten hat, um Ihren Blinddarm herauszuholen, plötzlich keine Lust mehr hätte, Sie wieder zuzunähen? Greifen Sie dann selber zu Nadel und Zwirn?“

Weder er noch die anderen in der Klasse reagierten auf meine Entgegnung. Zu viel Bewunderung lag in der Luft, zu groß war die atmosphärische Zustimmung zu einem, der einfach das tat, wonach ihm zumute war. Er forderte die anderen nicht direkt auf, mit ihm zu gehen, aber der Umstand, dass er nur erschienen war, um diese Botschaft zu verkünden, wirkte wie eine unausgesprochene Einladung. Würden ihm die anderen Schüler folgen? Würden auch sie die Konsequenzen daraus ziehen, dass Lehrer wie ich den Launen, die in die Schule transportiert wurden, weitgehend hilflos ausgeliefert waren? Das Ausmaß dieser Ohnmacht, das andere Kollegen schon zermürbt hatte oder in den vorzeitigen Ruhestand oder diverse Kliniken trieb, stand nie im Zentrum der Schuldebatte. Das Problem war viel zu groß, um noch gesehen zu werden. Wie Zwerge wuselten die Beteiligten rund um diesen Berg, den sie mangels Übersicht als Hügelchen verharmlosten,

um gleich darauf loszuwerkeln und Scheinprobleme aus der Welt zu kehren, deren Lösung niemandem half, aber allen zeigen sollte, hier wurde angepackt. Adrians Satz war wie ein Stein in meiner Seele gelandet. Dabei war ich nur im ersten Moment von ihm persönlich enttäuscht gewesen. Gleich darauf hatte ich getan, was ich in ähnlichen Situationen immer zu tun versuchte: Ich vergegenwärtigte mir, dass er den Stein nur *geworfen* hatte. *Bekommen* hatte er diesen Stein von jemand anderem. Aber wer war dieser andere? Und wie war es ihm gelungen, Adrian zu diesem Wurf zu verleiten?

In Zeiten intensiver Arbeitsphasen zermürbten mich diese Fragen. Dann deklarierte ich sie als unlösbar und versuchte sie zu verdrängen. Aber manchmal, besonders auf Reisen, erwuchs mir eine Kraft, die es mir erlaubte, mich diesen Fragen zu stellen. Dann gelang es mir, die Schüler und mich selbst wie auf einer Bühne zu betrachten. Und je länger ich diesem Schauspiel beiwohnte, desto unwichtiger wurden mein Schicksal und das der anderen Darsteller. Vielleicht, dachte ich in diesen Momenten, gibt es außerhalb von Raum und Zeit tatsächlich ein allmächtiges Wesen, das uns zu seiner Unterhaltung geschaffen hat. Oder, was vielleicht dasselbe war, zur Abwehr einer Angst. Wenn es dieses unendliche Wesen wirklich gibt, dann muss es auch unendlich einsam sein. Dann sind unsere

Schicksale vielleicht nur seine Fluchtversuche vor einem Ungeheuer namens Einsamkeit. Und diese Versuche gelingen umso besser, je konfliktreicher unsere Leben sind. Vielleicht sind wir alle nur Schauspieler in einer allabendlich stattfindenden, göttlichen Tragikomödie. Während der Nacht werden uns Texte eingehaucht, die zu schwer wiegenden Konflikten führen. Und im Wachzustand halten wir diese Texte für unsere eigenen Vorstellungen und ziehen damit hinaus in den Krieg des Alltags. Vielleicht war einfach nur eine neue Staffel göttlicher Einflüsterungen daran schuld, dass die Kluft zwischen Lehrern und Schülern immer tiefer wurde.

Fest stand bei dieser unsäglichen Unterrichtsverweigerung nur eines für mich: In der Wirklichkeit meiner Berufswelt gab es niemanden, an den ich mich wenden konnte. In der Schule waren wir alle Schauspieler wider Willen und Wissen. Und als solche hatten andere Kollegen vor mir schon oft und vergeblich nach Lösungen gesucht. Sie waren vom Direktor zu den Eltern gelaufen und von diesen zum Bezirks- und Landesschulrat. Das Ergebnis war immer das gleiche gewesen. Neue, unlösbare Situationen. Die Lehrer selbst waren in den Verdacht geraten, mit ihrem Verhalten das Verhalten der Schüler herausgefordert zu haben. Die verdächtigen Lehrer wurden dann zu entsprechenden Schulungen

geschickt, um in Zukunft besser, schneller und effizienter zu handeln. Auf Schülerseite versickerten solche Fälle im bürokratischen Feinsand.

Bevor Adrian verschwand, bat ich ihn, mir eine formlose Bestätigung zu unterschreiben, mit der er mich von der Aufsichtspflicht entband. Sollte ihm in der Zeit, in der er eigentlich Unterricht hatte, etwas zustoßen, dann würde ich - hilflos genug - auf diesen Zettel verweisen und darauf, dass ich Schüler ja nicht festbinden konnte. Adrian unterschrieb das Blatt ohne zu zögern, verschwand aus der Klasse und ich fuhr fort im Unterricht. Ich wurde ja dafür bezahlt Kunsterziehung und Philosophie zu unterrichten. Zu dieser Arbeit gehörten auch Steine wie Adrians Satz. Aber *wie viele* solche Steine waren Teil meiner Arbeit? Und ab wann hatte ich das Recht, *genug* zu sagen? Und was würde aus Lily und mir werden, sollte ich eines Tages dieses *Genug* auch wirklich aussprechen?

Diese vier isländischen Jugendlichen hatten noch keine Ahnung, dass der Satz von der nicht vorhandenen Lust als Möglichkeit existierte. Sie verlegten einfach ihre Rasenstücke, ohne dass die Anstrengung der Arbeit in ihren Mienen als Vorwurf an die Welt abzulesen war und ohne dass einer der in der Nähe arbeitenden Erwachsenen sie immer wieder anspornen musste. Die Jugendlichen wollten selbst, dass ihre Arbeit gelang. Deshalb war ihr bloßer

Anblick schon eine Erleichterung für mich. Sie zu sehen, stimmte mich zuversichtlich. Ein Gefühl der Solidarität durchströmte mich. Hier gab es junge Menschen, die dem allmächtigen Souffleur noch widerstanden hatten.

Eigentlich könnte ich schon wieder umdrehen und nach Hause fahren. Ich hatte mehr als eine Erfahrung gemacht. Ich war erleichtert worden. Der Anblick der vier hatte Adrians Stein aus meiner Seele gehoben.

29. Juli

S wie Schaf

In Island gibt es eine einzige asphaltierte Straße, die Ringstraße. Zwischen Meer und beginnenden Bergen verläuft sie einmal um das ganze Land herum, manchmal an den Rändern steiler Klippen, manchmal in endlosen Geraden entlang der Küste und ab und zu durch einen schmalen Tunnel in den Bergflanken. Vom Weltall betrachtet stelle ich mir diesen Hauptverkehrsweg als eisernen Ring vor, an dessen äußerem Rand die langen, geschotterten Nebenfahrbahnen hängen wie schmale Schlüssel mit ausgefranstem Bärten. Jeder dieser Schlüssel führt entweder zum Meer oder ins Gebirge und öffnet die